

# Fasziniert und frustriert

Karl Kautsky und seine Frauen – da war mehr Praxis als Theorie, meint Harald Koth

HORST POLDRACK

**E**r war eine der großen Persönlichkeiten der frühen Sozialdemokratie: Karl Kautsky. Über sein Privatleben ist bislang wenig bekannt. Der Leipziger Historiker Harald Koth, der sich schon seit Langem mit der frühen Sozialdemokratie und insbesondere mit Karl Kautsky beschäftigt, hat nun das erste Buch zu den Frauen von KK publiziert und damit eine Lücke geschlossen. Seine Recherche schöpft großteils aus dem Briefwechsel zwischen Luise und Karl Kautsky. Ab 1909 besaßen sie zwar ein Telefon, sie behielten dennoch die Praxis bei, sich bei Trennung (bedingt durch Reisen, Kongresse etc.) täglich ein schriftliches Lebenszeichen zu senden. Ihre Briefe überstanden Emigration und Weltkrieg.

Zu erfahren ist hier nichts über die Farbe ihrer Unterröcke oder seine sexuellen Präferenzen, dafür aber viel Interessantes über Karl Kautskys Verständnis von Liebe und Familie, von Emanzipation und Gleichberechtigung der Geschlechter in der damaligen Sozialdemokratie. Erkenntnisse, die einerseits das Bild vom Menschen KK erweitern und andererseits endlich die Frauen, die ihn und sein Leben prägten und die die Basis seiner wissenschaftlichen und politischen Arbeit bildeten, aus seinem Schatten treten lassen – Frauen, für die er in Liebe entbrannte, von denen er sich trennte, sich manchmal wieder versöhnte, und mit denen er auf mannigfache Weise kooperierte.

Zum anderen erfährt der Leser, wie führende Sozialdemokraten, die in der Theorie den politischen Klassenkampf mit dem Konzept der Gleichberechtigung verbanden, die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Praxis lebten. Harald Koth fördert diverse private Verwicklungen des sozialdemokratischen Milieus zutage, die darauf hindeuten: Es ging auch diesbezüglich stürmisch und leidenschaftlich zu im Kreise der Kautskys, Luxemburgs oder Zetkins. Dies ist besonders aufschlussreich im Vergleich mit aktuellen identitätspolitischen und feministischen Diskursen, wozu sich der Autor allerdings nicht explizit äußert. Er bleibt lieber bei den historischen Fakten bzw. den subjektiven Bekenntnissen und Reflexionen der Akteure. Und das ist gut so.

Die Frauenfrage ist – was die Theorie betrifft – für Kautsky Nebensache. Hier hält er es mit August Bebel, der in seinem Bestseller »Die Frau und der Sozialismus« (1879) die binäre Mono-Ehe als Grundlage »aller gesellschaftlichen Entwicklung« bezeichnete. Auch im Sozialismus tritt die Frau »in den Ehebund, der nicht mehr eine Versorgungsanstalt für sie ist, sondern einzig und allein der Bund, in dem sie, mit dem Mann ihrer Wahl vereinigt, ihrem Naturetz erfüllt, dem Naturetz die schuldige Rücksicht zollt.«

In den »praktischen Frauenfragen« geht es bei Kautsky turbulenter zu, als man es bei einem marxistischen Theoretiker jener Zeit erwarten würde. Von seiner ersten großen Liebe, Milicia Ninkovic, schwärmt er bis ins hohe Alter. Kautsky, für den wahre Liebe erst in der Ehe vollkommen war, glaubt dann zu wissen, dass sie nicht die richtige Lebenspartnerin sein würde. Als er über Trennung nachdenkt, wird er durch den frühen Tod der »emanzipierten Revolutionärin« von der Entscheidung »befreit«.

Kautsky wäre nicht der Kautsky geworden, wenn er nicht die liebevolle Zuwendung und Unterstützung »seiner« Frauen gehabt hätte. Aber richtig ist wohl auch: Ohne die »Kautsky'sche Prägung« wären seine Ehefrauen nicht das geworden, was sie waren: Aktivistinnen der frühen Sozialdemokratie, die vor allem ihrem Mann zur Seite standen, aber auch eigenständige Beiträge für die Bewegung leisteten.

.....  
**Natürlich ist Karl Kautsky ein Kind seiner Zeit. Der Mann bestimmt. Er erobert das Weib. Und doch sollte seine Frau eine freie Genossin sein.**  
 .....

In der ersten Lebenshälfte war es die Mutter Minna Kautsky, eine zu ihrer Zeit bekannte Schauspielerin und Schriftstellerin, die »in höchstem Maße bestimmend« auf ihn einwirkte. Auch wenn später die Ehefrauen in den Mittelpunkt traten, blieb die enge Verbindung zur Mutter erhalten. Minna Kautsky förderte und unterstützte ihren Lieblingssohn ein Leben lang, wie und wo sie konnte.

In erster Ehe verbindet sich Kautsky nicht mit der »allerliebsten kleinen Serbin« (Milicia), von der er sich im vorehelichen Geschlechtsverkehr enttäuscht fühlt, sondern mit Louise (geborene Strasser, 1860–1950), einer »lebendigen, gradherzigen Wienerin« (August Bebel), die auch von der dominanten Mutter (Minna Kautsky) akzeptiert wird. Mit Louise läuft es zunächst gut. Sie lernt die englische Sprache, »sie vervielfältigt, korrigiert und korrespondiert als seine Privatsekretärin« und geht ihrem Mann auch in der Redaktion der »Neuen Zeit« zur Hand. Louise interessiert sich für Medizin, schreibt Artikel und absolviert Lehrgänge für Physiologie und Anatomie. Aber die Eheleute leben sich mit der Zeit auseinander, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Ehe kinderlos bleibt und für Kautsky eigene Kinder zu einer guten Ehe dazugehören.

In der Krise lernt Kautsky die 24-jährige Isabelle (»Bella«) kennen, um die eine »eigenartige Poesie« weht. »Er entbrennt lichterloh, gerät zwei Monate lang vollständig in Belas Bann, erliegt ihrer Faszination total.« Gefangen im »faszinierenden« Zauber, den Bella



Karl und Louise Kautsky – eine Ehe, die trotz Gleichberechtigung scheiterte

auf die Männer ausübt, vergisst er die Partei, die Wissenschaft, die Freunde. Er will sich von Louise scheiden lassen und die attraktive Bella ehelichen. August Bebel und Friedrich Engels, die davon Kenntnis bekommen, kritisieren sein kopflastiges Verhalten. Bebel nennt es die »größte Dummheit«, die Kautsky sich leisten kann. Für Engels ist KK »ein recht törichter, unüberlegter und auch rücksichtsloser Mensch«. Am Ende wird aus dem »Liebesprojekt Bella« nichts, denn Bella liiert sich mit Kautskys jüngerem Bruder Hans, einem erfolgreichen Theatermaler und Künstler aus Wien. Eine Ehe, die nicht lange hält.

Auch die Ehe von Karl Kautsky mit Louise wird Ende Oktober 1889 durch das Wiener Landesgericht geschieden. Louise bleibt der Sozialdemokratie aber erhalten und wird nach der Scheidung von Kautsky die Sekretärin von Friedrich Engels in London. Für Engels, der durch den Tod von Helene Demuth (4. November 1890) seine Haushälterin, Se-

cretärin, Assistentin (sein »liebes, treues Leichen«) verloren hat, ist es ein Glücksfall.

»Natürlich ist Karl Kautsky ein Kind seiner Zeit«, schreibt Harald Koth und meint damit: »Der Mann bestimmt. Er erobert das Weib, finanziert den Lebensunterhalt und fordert dafür die Erfüllung ehelicher Pflichten ein.« In der Programmatik der Sozialdemokratie, an der Kautsky mitgearbeitet hat, wird aber die Gleichberechtigung der Frau gefordert, die dem Manne wirtschaftlich gleichgestellt sein muss, als »seine freie Genossin«, »befreit (emanzipiert) nicht bloß von der Knechtschaft des Hauses, sondern auch von der des Kapitals. Frei über sich verfügend, gleich dem Manne, wird sie (...) zum ersten Male in der Weltgeschichte die für Mann und Frau gleich geltende Einehe zu einer wirklich, nicht bloß dem Buchstaben nach, bestehenden Einrichtung erheben.« Kautsky war durchaus bestrebt, dieses Verständnis von Gleichberechtigung in der eigenen

»Frauen-Praxis« umzusetzen und diese »freie, gleichberechtigte Genossin« an seiner Seite zu haben.

Karl Kautsky starb am 17. Oktober 1938; Luise (geborene Ronsperger), mit der er fast ein halbes Jahrhundert verheiratet war, am 8. Dezember 1944 im Konzentrationslager Auschwitz. Die Nachrufe stimmen in einem Punkt überein, wie Harald Koth herausstellt: »Luise Kautsky war nicht nur die Gattin ihres Mannes. Sie war ein großer, kluger und gütiger Mensch, der die zauberhafte Gabe besaß, sich überall Freunde zu erwerben und die Grundideen des Sozialismus in die Wirklichkeit des Alltags umzusetzen.«

Ein lesenswertes Buch, auch deshalb, weil es über emanzipierte Frauen an der Seite von Alpha-Männern berichtet.

.....  
 Harald Koth: Mehr Praxis als Theorie. Karl Kautsky und seine Frauen. Verlag am Park in der Edition Ost, 150 S., br., 16 €.

# Der Unterschied liegt in der Reflexion

Ein Kunstband beschäftigt sich mit der politischen Sprengkraft von Bildern und deren medialer Vermittlung

JULIAN VOLZ

**E**s gibt wohl wenige Fragen, die linke Künstler\*innen und Kunsttheoretiker\*innen mehr umtreiben als die, in welchen Formen sich politische Kunst äußern kann und sollte. Wie erschafft man dialektische Bilder, und wie wäre eine emanzipatorische Bildpolitik beschaffen? Für den jungen Künstler Jonas Höschl stellten sich solche Fragen ganz konkret, als er während des »Sommers der Migration« von 2015 als Teil einer Karawane, die aus vielen antirassistisch eingestellten Aktivist\*innen bestand, an der serbisch-ungarischen Grenze Geflüchtete unterstützte und gleichzeitig als Künstler mit seiner Fotokamera unterwegs war. Nahelegend wäre es gewesen, die dabei entstandenen Bilder, die das Elend der Geflüchteten und die Gewalt an den EU-Außengrenzen dokumentieren, großformatig auszudrucken und als eine leicht zu lesende Anklage in den Ausstellungsraum zu hängen. Dass eine rein fotografische Dokumentation des Elends aber vor allem zu dessen Ästhetisierung beiträgt, das wusste bereits Walter Benjamin. Zudem zirkulierten 2015 in beinahe allen Medien Bilder, welche die unmenschlichen Zustände an den EU-Außengrenzen dokumentierten, ohne dass dies etwas am EU-Grenzregime geändert hätte. Eine direkte politische Wirkung solcher dokumentarischen Bilder ist also nicht anzunehmen. Schlimmer noch: Sie werden auch für rassistische Kampagnen eingesetzt, um ein angebliches Überhandnehmen der Migration in die EU zu »bezeugen«.

In seiner eigenen künstlerischen Arbeit stützt sich Jonas Höschl dann auch nicht auf einen reinen journalistischen Dokumentarismus. Stattdessen schafft er komplexe Installationen, die nach der medialen Vermittlung solcher Bilder fragen. Ausgehend von dieser Praxis hat er im letzten Jahr die Publikation »Politik von Medienbildern« herausgegeben. Für den Band lud Höschl Künstler\*innen, Schriftsteller\*innen, Popjournalist\*innen und Theoretiker\*innen aus seinem intellektuellen Universum ein, um mit ihnen gemeinsam über das Verhältnis von Kunst, Medien und Politik nachzudenken. Eröffnet wird das Buch mit einer Kurzgeschichte von Anna Hofmann. Sie handelt von einer Protagonist\*in, die eines Tages aufwacht und sich in einer Welt wiederfindet, die sich auf einmal schief in Richtung der Senkrechten gedreht hat und in der sie sich nun neu zurechtfinden muss. Damit ist der Ton des Bandes gesetzt. Es ist eine von einem krisenhaften Katastrophenkapitalismus vorangetriebene Welt, auf welche die Publikation künstlerische und politische Antworten sucht.

Klug diskutiert anschließend die Bremer Kunsttheoretikerin Mira Anneli Naß in einem Essay zwei Installationen Höschls, die direkt aus seiner fotografischen Arbeit in Zusammenhang mit den antirassistischen Karawanen hervorgegangen sind. Naß konstatiert einen Trend zur investigativen Ästhetik in der Gegenwartskunst. Für diesen seien »formal-ästhetische, inhaltliche, personelle Überschneidungen zwischen Kunst, Aktivismus, Journalismus und Recht symptomatisch.« Da-

bei stelle sich die Frage, weshalb man dann überhaupt noch Kunst brauche und nicht gleich Aktivismus betreibe. In den Installationen Höschls macht Naß die Unterscheidung der Kunst vom Aktivismus vor allem durch deren selbst- und medienreflexiven Charakter aus. So sind in einer Installation etwa verschiedene, den Medien entnommene Bilder einer ungarischen Kamerafrau zu sehen, die an der ungarischen Grenze nach Geflüchteten tritt. Höschl stand in diesem Moment mit seiner Kamera neben ihr. Auf den meisten der Medienfotos ist auch er zu sehen. Damit stellt sich die Frage, ob er nicht seine Rolle als Fotokünstler hätte ablegen und die des Aktivist\*innen annehmen müssen. Fragen wie diese werden in seiner Arbeit gestellt, aber nicht beantwortet. Naß sieht gerade in dieser Geste eine zu verteidigende immanente Bedeutungs Offenheit der Kunst.

Mit der Künstlergruppe IRWIN, die wie die Band Laibach der Strömung der »Neuen Slowenischen Kunst« entstammt, diskutiert Höschl, inwiefern die Strategie der Überidentifizierung ein kritisches Potenzial haben kann. In einem Gespräch mit der Künstlerin Cihan Çakmak geht es hingegen um das Selbstportrait als kritische Praxis. In einem weiteren Interview erzählt die Schriftstellerin Ronya Othmann, dass sie für ihren Roman »Die Sommer« viel mit Bildern gearbeitet habe. Sie habe sie in ihren Text montiert. Meist waren dies propagandistische Schreckensbilder der Terrorgruppe »Daesh«, welche anhand raffinierter Medienpraxen verbreitet wurden. Othmann spricht sich gegen

ein Verbot solcher Bilder aus – viel wichtiger sei es, sie lesen zu lernen. Man könne erst immun gegen sie werden, wenn man wisse, mit welchen Codes sie funktionierten.

Die Kunsthistorikerin Elif Akyüz entschließt in ihrem Beitrag anschließend ganz konkret, wie sich in Recep Tayyip Erdoğans Propagandaplakaten Ästhetiken der Rebellionen des »arabischen Frühlings« wiederfinden. Während 2011 die in den sozialen Medien zirkulierenden, schnell aufgenommenen Fotos mit ihrer Unschärfe, ihre Momenthaftigkeit und einem gewissen Pathos die Mobilisie-

rung gegen diktatorische Regime befeuerten, würden solche Ästhetiken nun in den Dienst einer nationalistischen Mobilisierung gestellt.

Mit seiner Vielfalt an Themen und Formen, die durch das übergreifende Thema einer kritischen Bild- und Medienpraxis zusammengehalten wird, leistet der Band einen wichtigen Beitrag zu dem, was Othmann eine »Alphabetisierung beim Lesen von Bildern« nennt.

.....  
 Jonas Höschl (Hg.): Politik von Medienbildern. Hatje Cantz, 320 Seiten, br., 28 €.

ANZEIGE

**Jetzt am Kiosk!** Montag bis Freitag 2,00 Euro  
 Sonnabend 2,50 Euro  
 Alle Verkaufsstellen unter: [www.jungewelt.de/kiosk](http://www.jungewelt.de/kiosk)